

Ein ganz besonderer Fall – oder: Falsch verbunden

MONIKA MÜLLER

Alle Leiden um uns müssen auch wir leiden. Wir alle haben nicht einen Leib, aber ein Wachstum, und das führt uns durch alle Schmerzen, ob in dieser oder jener Form. So wie das Kind durch alle Lebensstadien bis zum Greis und bis zum Tod sich entwickelt (und jenes Stadium im Grunde dem früheren, im Verlangen oder in Furcht, unerreichbar scheint), ebenso entwickeln wir uns (nicht weniger tief mit der Menschheit verbunden als mit uns selbst) durch alle Leiden dieser Welt. Für Gerechtigkeit ist in diesem Zusammenhang kein Platz, aber auch nicht für Furcht vor dem Leiden oder für die Auslegung des Leidens als eines Verdienstes.

Franz Kafka, Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande, Frankfurt a.M. 1983/93, S.39

Seine Stimme am Telefon klingt verlegen und fordernd zugleich. Ohne seinen Namen zu nennen, formuliert er den Grund seines Anrufs. »Ich möchte diese Pille. Wie komm ich da dran?« »Welche Pille, ich versteh nicht ganz ...« »Die, die man bekommen kann, wenn man nicht mehr leben will.«

Es war zum Ende eines langen, anstrengenden Arbeitstages. Unser Büro existierte gerade ein knappes Jahr, es war vom Gesundheitsministerium des Landes Nordrhein Westfalen eingerichtet worden, um der noch jungen Hospizbewegung Unterstützung zu gewähren und die Situation Sterbender und ihrer Angehörigen in diesem Bundesland zu verbessern. So der Auftrag an uns. Ein Tag mit vielen Terminen war vorüber, gerade zuvor hatte ich am Telefon mit einem Hospizdienst einen Beratungstermin zur Organisationsentwicklung für den übernächsten Tag vereinbart. Da kam dieser Anruf, den ich bereits

im Hinausgehen eben noch geschwind entgegennehmen wollte, um dann den ruhigen, wohlverdienten Feierabend anzutreten.

»Ihre Frage verstehe ich jetzt nicht, wir sind keine Apotheke oder Stelle, die Medikamente ausgibt«, sage ich. »Könnte es sein, dass Sie falsch verbunden sind?« Ich fühle mich sehr unwohl. Es brennt nur noch die Schreibtischlampe, niemand sonst ist im Raum. Nur die männliche Stimme, ihr merkwürdiges Ansinnen und ich. Ich hoffe, mich verhört zu haben, oder auch, dass sich jemand einen unguuten Scherz mit mir macht. Aber die Stimme am anderen Ende klingt nicht nach Scherz. »Ich habe Ihre Nummer von der Auskunft. Sie sind doch die Ansprechstelle für Sterbebegleitung, oder?« »Das schon«, sage ich gedehnt; es dämmert mir das Missverständnis und seine mutmaßliche Verwechslung der Begriffe Sterbebegleitung und Sterbehilfe. Das kommt in Vorträgen häufiger vor, dass Menschen nach dem Unterschied dieser Begriffe fragen und ich erklären muss, dass wir, die Mitarbeiter der Hospizidee und Palliativmedizin, alles tun, um Schwerstkranke **in** und **beim** Sterben zu unterstützen, dass wir jedoch nicht Hilfe **zum** Sterben anbieten. Aber dies hier ist kein Vortrag. Vorsichtig sage ich, dass er hier nicht an der richtigen Stelle sei. Dass wir, so beginne ich zu erläutern, andere Ziele und Vorstellungen hätten ... »Dann sagen Sie mir die Nummer der richtigen Stelle!«, unterbricht er meine Ausführungen. Spätestens jetzt wünsche ich mir, ich hätte nur kurz falsch verbunden gesagt und aufgelegt. Mir wird warm, ich – als offizielle Stelle für Hospizarbeit – kann ihn doch nicht so ohne weiteres die Nummer einer Sterbehilfeorganisation geben, hinzu kommt, dass diese Unterlagen nicht griffbereit sind, sondern als nicht für fremden Gebrauch bestimmtes Informationsmaterial im Schrank verschlossen aufbewahrt werden. Was wäre, wenn dies ein Testanruf ist, nachdem Fälle bekannt geworden sind, dass sich Mitarbeiter von Sterbehilfsorganisationen für ehrenamtliche Arbeit in Hospizdiensten bewerben? Ich ahne, dass das Gespräch länger dauern könnte, dass ich mich einlassen muss. Ich lege die Jacke wieder ab, ziehe mir den Stuhl heran, atme tief aus und sage:

»Hören Sie bitte, das kann und will ich nicht.« »*Warum nicht?*«, kommt es postwendend zurück, »*ich will doch nur eine Telefonnummer. Da ist doch nichts dabei. Ich bitte Sie doch gar nicht, mir dabei zu helfen. Und Sie kennen mich doch gar nicht, hören auch nie mehr etwas von mir.*« »Der Unterschied zwischen dem Selbertun und dem Dabeihelfen ist für mich nicht so groß«, versuche ich mich zu rechtfertigen, »und zumindest kenne ich nun Ihre Stimme. Sie sind nicht mehr irgendwer.« Er lacht, in einer Mischung aus Provokation und Staunen: »*Wer bin ich denn?*« »Sie sind der letzte Anrufer dieses Tages, der mich veranlasst hat, wieder meine Jacke auszuziehen, mich hinzusetzen und mir Mühe zu geben, Ihnen genau zuzuhören und meine Worte an Sie genau zu bedenken.« »*So viel Mühe hat sich lange keiner mehr mit mir gemacht.*« Und nun etwas ironisch:

»*Ich will Sie nicht aufhalten, Gnädigste, geben Sie mir die Nummer, und Sie haben Feierabend.*« »Den hätte ich jetzt nicht mehr«, sage ich ehrlich, »Sie würden mir den ganzen Abend nachgehen, und ich hätte das Gefühl, es mir zu einfach mit Ihnen gemacht zu haben.« Wir schweigen eine kurze Weile. »Mögen Sie mir ein wenig mehr erzählen, warum Sie diese Bitte haben?« Das sei schnell erzählt, er habe seit zwei Jahren Krebs, schon sehr weit fortgeschritten, und der behandelnde Onkologe habe ihm vor ein paar Tagen gesagt, medizinisch könne man nichts mehr für ihn tun. Und er habe im Fernsehen eine Sendung über eine Schweizer Organisation gesehen, die Menschen helfe, nicht an Schläuchen erbärmlich zu verrecken. Und im Abspann sei ein Hinweis gewesen, eine solch ähnliche Organisation gebe es auch in Deutschland. Ja, so einfach sei das, ganz unspektakulär. Und dann fügt er noch hinzu: »*Wissen Sie, ich will diese Pille nicht direkt nehmen, eigentlich im Moment nur für die Nachtschublade, für den Fall des Falles.*« Wenn es nicht so eilig sei, dann könnten wir doch noch einmal in dieser Woche darüber telefonieren, versuche ich Zeit zu gewinnen, und überlege, wie schnell ein Termin für eine Einzelsupervision zu bekommen ist, in der ich für mich selber Beratung einholen kann. Ob er mir seine Telefon-

nummer geben möge für einen Rückruf. »*Nein*«, sagt er schnell, »*lieber melde ich mich wieder. Einen guten Abend denn auch.*«

Nach drei Wochen rechne ich nicht mehr mit einem Anruf von ihm. Und in mir bleibt das vage Gefühl, versagt zu haben und dass er woanders wohlmöglich weitergekommen ist.

Nicht ich

»*Kennen Sie mich noch?*« Ich freue mich, dass er anruft und sage ihm das. Aber er ist ärgerlich, fällt direkt mit der Tür ins Haus. »*Es könnte doch immerhin sein, dass die sich irren, wie können die sagen, dass nichts mehr zu machen sei?*« Es gehe ihm gut. Er sei ein paar Tage in Urlaub gewesen. Er habe im Internet recherchiert, da gebe es allerlei Hinweise auf Heilungen, oder auch nur Verlängerungen. Aber immerhin. »*Kennen Sie sich da aus? Wissen Sie wen, der mich da vernünftig beraten kann?*« Ich nenne eine Reihe von Namen, Onkologen und Palliativmediziner, mit denen wir zusammenarbeiten. Er bedankt sich, ist wieder aus der Leitung.

Aber wenn ich, dann sofort

Ein paar Tage später dauert es ein bis zwei Minuten, bis ich weiß, wer am anderen Ende spricht. Seine Stimme ist leise und deprimiert. »*Jetzt muss ich's wohl glauben*«, sagt er, »*wenn drei dasselbe sagen!*« Ich warte. »*Ich habe alles voller Tochtergeschwülste, Monate dauert es vielleicht noch. Das sagen sie so nicht, aber als ich fragte, wie lange das noch gehen würde, sagte der Arzt, ich solle am besten alles regeln, was zu regeln wäre, aber wissen tät man es letztlich nicht genau.*« Ich frage nach, wovor er am meisten Angst habe bei alledem. Und da erzählt er, lange und ausführlich. Dass er nie richtig krank gewesen sei, außer Grippe und so einem »Gedöns«. Dass er immer selbstständig gewesen sei, nicht die Spur auf Hilfe angewiesen. Dass er Orchestermusiker sei, ob ich ihn schon einmal gehört hätte. Er sei der erste Cellist des Orchesters. Es

hätte Leute gegeben, die seien ausschließlich wegen seines Spiels, weil sein Name im Programmheft stehe, in die Konzerte gekommen. Und ein Liebling der Frauen, ja, das habe man vom ihm gesagt. Und nun ...

»Und nun?«, frage ich sanft. Tja, nun zähle das alles nicht mehr. Nun sei er ein Tumorkranker von vielen, von vielen tausend. Einer, den man aufgegeben und abgeschrieben habe. Einer, der nicht mehr vorkäme. Da brauche er seinen Tod auch nicht mehr abzuwarten, dann wolle er wenigstens den in die Hand nehmen.

Ich glaube zu hören, dass er weint. Jedenfalls spricht er nicht mehr, zieht die Nase hoch. Wenn er schon sterben müsse, dann wolle er es hinter sich bringen. Das Warten, bis er nicht mehr könne, das sei das eigentlich Schlimme. Und dass er einen Zeitpunkt verpasse, dann ausgeliefert wäre an andere, die willkürlich mit ihm umgingen, jedenfalls nicht nach seinem Willen, nein, das wolle er nicht. Ich höre diese vielen verzweifelten Worte, die mit Willen und Wollen zu tun haben. »Ja, das kann ich mir vorstellen, wie schlimm es ist, keine Kontrolle mehr zu haben, noch nicht mal gegen die Krankheit mehr angehen und kämpfen zu können, und dann sogar sein eigenes Sterben, das Allerpersönlichste, was noch bleibt, nicht mehr selbst gestalten zu können, gerade für einen Künstler.« Das mit dem Künstler gefalle ihm, er sei ja so etwas wie ein Hand-Werker, die machen. Er sei nicht der philosophische Typ, der immer nur denke, die könnten sich vielleicht einen Ausweg erdenken oder einen Sinn in alledem finden, aber er ... Er könne nur noch Hand an sich legen. Vorübergehend kommt so etwas wie Heiterkeit in unser Gespräch, es gibt ein paar Wortspiele (Handlanger des Todes, behandeln und handeln, mit dem Tod [handels]einig werden, das Handtuch werfen), über die wir lachen und uns die Bälle zuspieren.

Haben Sie eigentlich auch einen Vornamen? Führen Sie den ganzen Tag solche Gespräche, wie mit mir? Muss ja schrecklich sein! Wie alt sind Sie? Waren Sie schon mal krank? Ist in Ihrer Familie, von Ihren Freunden schon mal wer gestorben? Übrigens: er heiße Klaus und sei gerade 42 geworden – so endet das Telefonat an diesem Tag.

Auf der Rückfahrt nach Hause steigt ganz plötzlich und unerwartet das Bild eines Orchestermusikers Klaus S. vor meinen Augen auf, mit dem eine Freundin meiner Schwester vor Jahren kurze Zeit liiert war, ein ausgesprochen attraktiver, etwas arrogant wirkender Mann. Ich kenne ihn vom Sehen, bin verblüfft.

Nicht mal Sie

*»Hier ist Klaus.« »Guten Abend, Klaus.« »Machen Sie Überstunden?«
»Das kann man so nennen, ja. Ich muss Unterlagen für eine Tagung vorbereiten, dazu bin ich während des Tages nicht gekommen.« »Was für eine Tagung?« »Oh, je, eine über Euthanasie und Hospizbewegung.« »Na, das passt ja.« »Finden Sie? Das ist schon etwas ganz anderes, eine Tagung vorzubereiten und jemanden zu kennen, der einen solchen Wunsch ganz konkret hegt. »Ja, ganz konkret. Und ich möchte Sie nun noch einmal ganz konkret auffordern, mir zu helfen.«
»Wie könnte ich Ihnen helfen?« »Ich habe mittlerweile die Adresse, ist nicht schwer gewesen, auch habe ich da angerufen, aber erst muss man ein Jahr Mitglied sein, bis die mir helfen und was geben können. Die Zeit habe ich nicht. Aber Sie, Sie haben Kontakte, wissen, wie so etwas inoffiziell geht, kennen Leute, die das auch ohne Mitgliedschaft machen, Sie sind in dieser Szene.« »Also, das können Sie wirklich nicht von mir verlangen.« »Doch, ich kann. Wenn Ihnen das alles ernst war mit der Sympathie und dem Gerede und dass ich Ihnen nachginge, dann können Sie es ja jetzt unter Beweis stellen.« »Das macht mich jetzt wirklich ärgerlich. Ich fühle mich erpresst, fühle mich wie ein junges Mädchen, zu dem der Freund sagt, wenn Du mich liebst, dann schläfst Du jetzt auch mit mir.« »Ach, Gnädigste, so jung und unschuldig sind wir wohl beide nicht mehr. Aber ich bin auch wütend: was hab ich denn von all den Worten, dem Gezirpse, dem Einlullen. Mir geht es immer schlechter, ich komme nicht mehr alleine zurecht, und alle zirpsen nur von Lebensqualität und Würde bis zuletzt. Wer hilft denn konkret? Nicht mal Sie. Sie halten mich auch nur hin.«*

Recht hat er, denke ich. Wenn er sich umbrächte, wäre es mir nicht recht, um meinetwillen? Um seinetwillen? Was können wir, die andere Seite, konkret tun?

Ich erkläre ihm, dass mir das Gespräch so, wie es läuft, nicht gut tut. Und er soll mir nun mal – auch ganz konkret – sagen, wovor er am meisten Angst hat.

»Danke, dass Sie mir wenigstens meine Angst erlauben, die reden mir nämlich meine Freunde aus, sagen, ich hätte keinen Grund zur Angst. Gut, dann will ich mich mal wieder wie ein guter Junge benehmen. Ich habe Angst ... Ich habe Angst, mich nicht mehr alleine versorgen zu können. Wenn ich zu schwach bin, wer gibt mir dann Zigaretten oder hält mir den Rotwein an die Lippen? Und wer soll mich waschen? Und wenn meine Schmerzen schlimmer werden, ich halt nicht viel aus, was dann? Meine Kumpels sollen mir dann nicht helfen, das wäre mir nur peinlich.«

Jetzt fühle ich meine Stunde gekommen. Endlich kann ich den Segen der Palliativmedizin und Hospizarbeit anpreisen. Meine Stimme gewinnt Kraft, in dem Thema bin ich zuhause, zigmal habe ich in Vorträgen und Seminaren von den palliativen und hospizlichen Alternativen berichtet. Ich erzähle ausführlich von den Möglichkeiten, die es ganz konkret in unserer Stadt gibt. Eine Station zum »Einstellen« der Schmerzen und Beseitigen oder Lindern der Symptome, einen ambulanten Dienst, der herauskommt und sich pflegerisch und psychosozial kümmert. *»Das wusste ich ja gar nicht«,* sagt er, und dann *»wie alt sind die Schwestern denn in diesem ambulanten Dienst?«* Es stellt sich heraus, dass er im Falle, er würde dieses Angebot annehmen, gerne eine ältere Schwester hätte. Seine Beine seien so dürr geworden, alles würde schlackern, da würde er sich vor einer jungen, gar noch hübschen Schwester sehr schämen. Und ob die Kosten tragbar seien, mit seiner Künstlersozialkasse seien keine großen Sprünge zu machen. Als er hört, dass ihn dies nahezu nichts kostet, ist er völlig verblüfft. *»Und Ehrenamtliche, die einem helfen, gibt es da auch? Aber das sind ja hoffentlich nicht so Muttis, die einen*

missionieren wollen!« Und ob er da auch bestimmen könne, was und wen er wolle? Und wie lange? Und wann nicht?

Am Ende des langen Gesprächs biete ich ihm an, einige Prospekte der Einrichtungen und Dienste sowie Unterlagen über Schmerztherapie zu schicken. *»Sozusagen ein Handout«,* lacht er, und spielt auf die Wortspielereien des früheren Telefonats an.

Das ist fast so gut ...

Ich höre sehr lange nichts mehr von Klaus S. Nach einigen Monaten ruft er an und bedankt sich für die Unterlagen. Ob sie hilfreich gewesen seien, will ich wissen. Und nach einem zufriedenen Seufzer sagt er dann die Worte, an die ich mich viele Jahre später noch erinnern werde: *»Das Heftchen habe ich richtig durchstudiert. Wissen Sie, das ist ja fast so gut wie die Pille in der Schublade.«*

Und dann hat er einen sehr großen Informationsbedarf, dem ich nicht ohne weiteres nachkommen kann. Ob ich denn den Kontakt zum ambulanten Palliativdienst herstellen solle, die hätten sehr viel Erfahrung und könnten alles beantworten. Nein, ich möge mich doch bitte kundig machen, er rufe in zwei Tagen wieder an. Und ich solle seine Fragen notieren und weiterleiten:

- Was denn eigentlich im Sterben passiere
- Ob Sterben weh tue
- Ob man gegen die Schmerzen heute wirklich etwas tun könne (sein Vater wäre vor zehn Jahren schreiend gestorben)
- Ob sein Prostatakarzinom zu Luftnot führen würde (Ersticken wolle er nicht)
- Ob und mit wem er sein Erbe festlegen könne (das Instrument sei sehr wertvoll, und er habe viele Bildbände)
- Wie man das Aufgebahrtwerden verhindern könne
- Ob er Einfluss auf seine Bestattung hätte

Ich versprach ihm, die Informationen einzuholen, aufzuschreiben

und an ihn weiterzugeben. Die Vereinbarung blieb dabei, dass – obwohl ich durch das Versenden von Informationsmaterial seinen vollen Namen, die Adresse und darüber auch seine identifizierbare Telefonnummer kannte –, er derjenige wäre, der sich melde. Ich verstand, dass er dadurch ein wenig der Handelnde bliebe in diesem Drama von Ausgeliefertsein.

Vor dem Sterben hilft nicht mal das Sterben

Wochen später, immer des Abends zur ungefähr gleichen Zeit. Seine Stimme klingt, als käme sie von weit her, er scheint nicht direkt in die Muschel zu sprechen. Und ohne große Einleitung, auch das wie immer, in medias res, gerade so, als wäre unser Gespräch nur kurz unterbrochen, als hätte einer von uns sich eben etwas zum Trinken geholt, es sich wieder im Sessel bequem gemacht und sei mit »Wo war ich doch stehen geblieben?« fortgefahren.

»Früher habe ich manches Mal mit dem Sterben gespielt. Ich hatte mal erhebliche Schulden. Da hab ich mir öfters gedacht, wenn ich das nicht schaffe mit dem Zurückzahlen, dann kann ich mich ja noch immer aus dem Staub machen. Freitod, welch hilfreicher Fluchtgedanke das war. Und das Wort allein klang so edel. Oder als ich jung war, da sagte eine Braut, dass sie ein Kind von mir erwarte. Die wird gucken, habe ich mir abends zusammenphantasiert, wenn der Brief wegen Alimenzahlung mit dem Vermerk »Verstorben« zurückkommt. Oder als Kind, da haben mir meine Eltern schon mal Unrecht getan, mich bestraft für etwas, das ich nicht getan hatte, und ich hatte beglückende Träume, wie sie dann später weinend an meinem Grab stünden.« Er lacht heiser. Ich höre, dass er eine Zigarette inhaliert. Er hustet lange. *»Sterben kann ein so schöner Ausweg sein, wenn man nicht muss!«*

Ich weiß erst einmal nichts zu sagen. Dann holpere ich mich pseudophilosophisch in eine Antwort. »Ja, dass wir müssen, wissen wir nur, aber wenn wir es dann zu spüren beginnen, dann wird es schwer ...« *»Ich habe gewusst, dass Sie so etwas sagen,«* wieder lacht

er heiser und hustet, *»ich spreche nämlich öfters mit Ihnen. Sie klingen ein wenig wie Karl Valentin.«* »Ich hab schon gemerkt, dass ich etwas besonders Kluges sagen wollte und etwas besonders Schiefes dabei herauskam«, sage ich beschämt. *»Ach lassen Sie, was soll der Klügste da schon Kluges zu sagen.«* Und dann, sehr leise: *»Es wird langsam kritisch, Gnädigste.«* »Also,« hebe ich nach kurzer Pause an, aber er unterbricht mich. *»Könnten Sie wohl eine Weile den Mund halten? Entschuldigen Sie, aber ich meine, könnten wir beide jetzt mal ein bisschen nichts sagen? Einfach so beieinander sein und rumgucken? Meine Großmutter und ich hielten früher manchmal miteinander Schummerstunde, so nannten wir das. Da saßen wir am Tisch, sagten nichts und warteten, dass der Tag vorüberging und die Nacht einbrach. So hätte ich es jetzt gerade gerne mit Ihnen, okay?«* »Okay«. Nach einer Weile, in der er rauchte und hustete und die mir sehr lang vorkam, fragt er: *»Sind Sie eigentlich blond?«* »Nein«, sage ich, und er: *»Schade«*. Am liebsten hätte ich jetzt meine Haarfarbe verteidigt und mit ihm über sein Frauenbild und den Chauvinismus gestritten, aber irgendetwas lässt mich darauf verzichten. Ich lasse ihm das letzte Wort.

Einen sicheren Platz

Fünf Wochen später lese ich seine Todesanzeige, von seinem Bruder in die Zeitung gesetzt. Klaus S. sei nach langer Krankheit zuhause gestorben. Er habe so am Leben gehangen und sei bis zum Schluss sehr tapfer gewesen. Und er lebe im Herzen seiner Freunde und Kollegen weiter, auch in seiner Musik. In mir auch, denke ich. Und mir fällt ein Zitat des Palliativmediziners Balfour Mount ein, der in einem Vortrag sagte: »Es geht nicht darum, das Leiden zu beenden, sondern dem Leiden einen sicheren Platz zu geben«. Ich meine, diese Worte erstmals zu begreifen, und wünsche mir schmerzlich, ich könnte mit Klaus S. noch weniger stümperhafte Telefonate führen, um sein Leiden zu bergen. Und glaube zu diesem Anspruch seine Antwort zu vernehmen: *» Ach, lassen Sie mal, Gnädigste.«*